

# Frauenstimme

Nr. 19 • 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

25. September 1930

## Genossinnenaustausch zwischen Stadt und Land

Die Redaktion veröffentlicht diesen Vorschlag, innerhalb der Partei zwischen Großstadt und Land einen besuchswisen Austausch zu organisieren und lädt die Leserinnen zu Äußerungen ihrer Meinung hierüber ein.

Ohne die Klassenbewußte, d. h. durch die Partei gut geschulte Frau, gibt es keinen Aufstieg zum Sozialismus! Aus diesem Grundgedanken heraus machte ich auf dem Bezirksfrauentag am 18. Mai den Vorschlag, den Austausch von Genossinnen zwischen Stadt und Land zu organisieren. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß von den dort anwesenden Genossinnen sich noch einige dieser Idee erinnern, der sie Beifall gezollt haben, und über die sie nachher mit mir persönlich noch gesprochen haben. Ich sagte dort ungefähr folgendes: Neben den vielen guten Anregungen, die hier gegeben wurden, um zwischen den verschiedenen Ländern eine internationale Zusammenarbeit aller unserer Frauen zu erreichen, möchte ich auf etwas hinweisen, das bisher noch nicht zur Sprache gekommen ist. Wir haben in großen Teilen Deutschlands, ich denke dabei an den mir besonders bekannten Harz und seine kleinen Städte, Genossinnen, die unter schwierigsten Verhältnissen leben. Diese kleinen Städte, z. B. Quedlinburg, Klausthal, Oter usw., werden geistig von Stahlhelmern und Nationalsozialisten beherrscht. Um unsere Partei hier zu stärken, wäre eine hervorragende Schulung unserer Genossen von größter Bedeutung. Die Möglichkeiten für eine Weiterbildung sind aber gerade hier stark beschränkt; da gute Referate und Kurse zur Weiterbildung nicht genügend geboten werden können. Schlechte Bahnverbindungen, die viel Zeit erfordern, bringen es mit sich, daß Referate auswärtiger Genossen aus Landtag und Reichstag usw. häufig ausfallen müssen, weil eine längere dauernde Sitzung das Erreichen des in Aussicht genommenen Zuges unmöglich machen. Das Referat muß telegraphisch abgefragt werden, weil es keine Möglichkeiten für den Referenten gibt, den Ort noch zu erreichen. Ich wurde durch unsere Genossinnen in Quedlinburg, dessen Verhältnisse ich sehr genau kenne, für diese immer wiederkehrende Schwierigkeit, die ihnen die Bildungsmöglichkeit beschneidet, interessiert, und kam auf die Idee, durch einen

### Austausch zwischen kleinen Provinzstädten und Berlin günstigeren Verhältnisse

zu schaffen. Diesen Austausch denke ich mir folgendermaßen: Einige, im Verhältnis der Zahl der Genossinnen in einem Ort ausgewählte Vertreterinnen kommen hier nach Berlin, um Kurse zu hören, die von unseren Referenten abgehalten werden; um Anregungen zu bekommen, die es ihnen ermöglichen, nach Haus zurückgekehrt, allein für sich und mit den dortigen Genossinnen weiter arbeiten zu können. Die auswärtigen Genossinnen würden

### hier in Berlin bei Genossinnen in verschiedenen Abteilungen kostenlos untergebracht

werden. Ich bin überzeugt, daß sich mehr als genug zur Verfügung stellen werden, denn bereits am 18. Mai meldete sich eine große

Anzahl, die mir ihre Adressen zur Verfügung stellen wollte zur kostenlosen Aufnahme auswärtiger Genossinnen. Ich denke mir, daß aus verschiedenen nahe zusammenliegenden Städten 20 bis 25 Genossinnen gemeinschaftlich, und deshalb billiger nach Berlin reisen, um an einem fünf- bis achtstägigen Kursus teilzunehmen, Referate zu hören und in Arbeitsgemeinschaften mitzuarbeiten. Neben den Kursen wären an freien Nachmittagen oder dazwischen liegenden ganz freien Tagen Besichtigungen unseres Konsums, unserer Siedlungen durchzuführen. Auch sollte es ermöglicht werden, daß die auswärtigen Genossinnen an einer Reichstags- oder Landtagsitzung teilnehmen. Besuche eines Museums, ein Ausflug in die Umgebung, die Teilnahme an einer Volksbühnenaufführung können das Programm erweitern.

Die Genossinnen aus Berlin, die auswärtige Genossinnen aufgenommen haben, könnten dann im Frühjahr oder Sommer einige Tage bei den auswärtigen Genossinnen sich aufhalten.

Sie werden sich gegenseitig kennen lernen und einen Eindruck bekommen von der Verschiedenheit der Aufgaben und den Schwierigkeiten unserer Partei, je nachdem es sich um Großstadt oder kleinste Provinzstädte oder Dörfer handelt. Dieses Kennenlernen und Einanderverstehenlernen wird unserer Partei großen Nutzen bringen. Viele gelegentliche Meinungsverschiedenheiten in der Partei werden wegfallen, wenn die Verschiedenheiten der Lebensbedingungen für das Wachsen der Partei in Stadt und Land auf diese Art bewußt gemacht werden.

Namentlich für den schweren Kampf, in dem unsere Genossinnen in den kleinen Provinzstädten stehen, wäre Unterstützung im geistigen Sinne vonnöten. Die vielen intelligenten Frauen, die zwischen ihnen sind, brauchen Förderung, damit sie sich weiterbilden können. Sie müssen so geschult werden, daß sie nicht nur selbst Verständnis für die politischen Ereignisse haben und über soziale und wirtschaftliche Tagesfragen sich innerlich klar sind, sie müssen das, was sie denken,

auch ausdrücken können.

Da sie aber nicht die nötige Schulung haben, versagen sie dann leider noch häufig. Erst wenn sie das können, werden sie sich auch in Unterhaltungen und Disputen mit unseren Gegnern durchsetzen. Erst dann werden sie die nötige Sicherheit haben, um die Phrasen der Nazis und Konforten zu entlarven. Damit wird ihrer Werbetätigkeit für unsere Partei noch größere Kraft und Ueberzeugungs-möglichkeit gegeben und ihre Arbeitsfreudigkeit gestärkt!

Ich lasse den Einwand nicht gelten, daß diese paar Tage doch keinen großen Nutzen haben könnten! Es wird auf jeden Fall vermittelt: „Besseres Verständnis zwischen Großstadt und Provinz! Und das dürfte nicht der geringste Vorteil des Austausches sein!

Dieser Austausch wird das Klassenbewußtsein unserer Frauen heben und erweitern, und dieses Klassenbewußtsein wird ihnen helfen, neue Kämpfer für unsere Partei und damit für den Sozialismus zu gewinnen.

Susi Bork.

# Die Frau im Frühkapitalismus

Die große Geschichte der Frauenarbeit soll noch geschrieben werden. Sie wird ein Buch sein, das erzählt vom heroischen Kampfe der Frau gegen unwürdige Arbeit und für ihr Recht auf Arbeit, ein Werk, voll von Leiden und Unterdrückung, voll Anklage gegen die verschiedensten Wirtschaftssysteme und von Versuchen der Befreiung aus beengenden Traditionen und mannigfachen Vorurteilen.

Das schlimmste Kapitel aber würde die Frauenarbeit im Frühkapitalismus sein.

Denn der junge Kapitalismus, der „aus allen Poren Blut- und Schmutztriefend“ zur Welt kam, verschonte weder Mann noch Frau und Kind. Und gerade die Arbeit der Frauen und Kinder war es, die er zum raschen Emporschnellen der Profitrate brauchte und darum in der allerbrutalsten Weise in sein System zwang.

Der Kapitalismus hat in all seinen verschiedenen Epochen weder nach einem Recht der Frau auf Arbeit gefragt noch irgendeinen Art von Frauenarbeit als „unwürdig“ empfunden. Wenn er Arbeitskräfte brauchte, so hat er die „Hände“ der Frauen trotz aller ethischen Lehren seiner Ideologen und aller Phrasen von der „Heiligkeit der Familie“ nicht verschmäht. Und „Hände“ brauchte der junge, aufstrebende Kapitalismus in Ueberzahl. Es ist ein trauriges Kapitel der Dialektik der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, daß

die erste Möglichkeit der Befreiung der Frau aus jahrhundertelanger Knechtschaft durch wirtschaftliche Selbständigkeit in die schamloseste Verletzung ihrer Frauenwürde umschlagen mußte.

„Mit entsprechendem Profit wird das Kapital kühn. 10 Proz. sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Proz., es wird lebhaft; 50 Proz., es wird positiv waghalsig; für 100 Proz. stampfte es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Proz., und es existiert kein menschliches Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens.“ Und zwischen 100 und 300 Proz. muß es sich schon nach diesen aus dem „Kapital“ von Karl Marx zitierten Sätzen verwertet haben, wenn man die Bewertung betrachtet, die die kapitalistische Sklavenarbeit namentlich bei den Frauen und Kindern in den ersten Jahrzehnten des Kapitalismus angedichtet hat. In dem Augenblicke, wo die sich rasch entwickelnde Industrie den starken Arm des Mannes entbehren konnte — was recht bald der Fall war — wurden Frau und Kind mit in den Arbeitsprozeß einbezogen. Das vermehrte nicht nur die in dieser Wirtschaft nun einmal notwendige Reservearmee, sondern schuf auch billigere Arbeitskräfte und somit einen weiteren Druck auf den Arbeitsmarkt.

Keine Maschine ist besser für Frauenarbeit geeignet als der mechanische Webstuhl. Hier konnte recht bald nach den ersten Verbesserungen die Arbeit von Frauen und Kindern verrichtet werden. Deshalb war es keine Seltenheit, in dieser Industrie oft bis zu 70 Proz. Frauen an den Maschinen zu finden. Eine Arbeitszeit von 12 bis 14 Stunden war in dieser, noch durch keine Gesetze eingeschränkten frühkapitalistischen Epoche die Regel. Unterschiedlos unterwarf dieses System Mann, Frau und Kind der gleichen Herrschaft. Es wurden Frauen sogar zur Arbeit unter Tage herangezogen. Es gab Bergwerke, wie z. B. den Bergbau von Cornwall, wo fast bis zu 50 Proz. Frauen bei einer ebenfalls recht ausgedehnten Arbeitszeit beschäftigt wurden. Selbstverständlich mußte von ihnen hier unterschiedslos die schwere Arbeit des Mannes verrichtet werden: Loshauen von Gestein wie auch das nicht minder schwere Transportieren des Materials.

Wenn solche Zustände schon in der doch immerhin öffentlich zu kontrollierenden Arbeitsstätte möglich waren, um wieviel schlimmer mußte es dann mit jener Arbeit stehen, die verborgen hinter verschlossenen Türen geleistet wurde: mit jener

## Heimarbeit,

die bereits damals als die schlimmste Einspannung des Menschen ins Arbeitsjoch galt! Hier ist die Arbeitszeit überhaupt ohne jede Grenze und Ziel. Solange die physischen Kräfte ausreichen, die ständig müden Körper wachzuhalten sind, wird gearbeitet. Aber selbst in den Putzmaacherläden von London, die insgesamt gegen 15 000 Frauen damals beschäftigten, wurden geradezu Arbeitsorgien geleistet. Hier, wo der Putz für die von dieser maßlosen Ausbeutung lebende Bourgeoisie hergestellt wurde, erlebte man das allertraurigste Arbeitsebild. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde für den allerbescheidensten Lohn geschuftet. Engels schildert in seinem Buche „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ — jenem Elendsterikon, das

jeder arbeitende Mensch lesen sollte — eine Reihe von Fällen, wo diese armen Geschöpfe oft neun Tage hintereinander nicht aus den Kleidern kamen.

Diese Frauenarbeit ist in damaliger Zeit überall zu finden, ganz gleich, ob es in der Textilindustrie, im Bergbau, in der Putz- oder Bekleidungsindustrie oder etwa in der Papierbranche, der Töpferei usw. ist. Überall die gleiche Ausbeutung, die gleiche maßlos ausgedehnte Arbeitszeit, der gleiche geringe Lohn. Wie es dabei um das von religiösen Aposteln so gepriesene Familienleben aussah, kann man sich leicht vorstellen. Nur der Schicksal vereinigte die Familie, ja, oft noch nicht einmal dieser. Es sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen

## der Fabrikstaat gleichzeitig als Schlafstaat benutzt

wurde, weil die Kräfte nicht ausreichten, um noch den oft weiten Heimweg zurückzulegen. Natürlich wurde auch das stitische Leben allgemein unter solchen Zuständen arg in Mitleidenschaft gezogen, zumal da gelegentlich sogar der an die Stelle des Gutsherrn getretene Fabrikant sich die „Weibegenschaft“ über junge Fabrikmädchen sicherte.

Am traurigsten gestaltete sich das Los der Frau als Mutter. Bei Strafe der Entlassung mußte die schwangere Frau fast bis zur Stunde der Entbindung an der Maschine stehen, ja, es ist vorgekommen, daß eine Frau zwischen den surrenden Maschinen niederkam. Nach wenigen Tagen stand dann die Wöchnerin wieder wie sonst an der Arbeit. Und um sich auszumalen, wie dann der weitere Lebenslauf eines unter solchen Umständen geborenen Kindes aussah, dazu bedarf es keiner allzu großen Phantasie.

Früher hatte der Sklavhalter zumindest soviel Interesse an seinen Sklaven, daß er sie nur bis zu einem gewissen Grade in Anspruch nahm, da er sonst den Verlust dieser gekauften Arbeitskräfte beklagen mußte. Für den jungen Kapitalismus aber galt das Menschenleben nichts; der Arbeiter war ja jederzeit zu ersetzen. Keine Wirtschaftsepoche hat darum eine solche Drangsalierung der Frau gekannt wie diese. Erst das erwachende Klassenbewußtsein und der daraus resultierende Zusammenschluß der Arbeiterschaft haben begonnen, auch für die Frau die unwürdigen Arbeitsverhältnisse für Europa zu beseitigen.

Walter Ludwig.

## Schlamperei das . . .

Auf dem Fahrdamm steht ein Kind und weint. Sein kleiner Körper schüttelt sich. Unter den Fäusten, die vor die Augen gedrückt sind, kugeln helle Tränen hervor und bleiben auf dem Kleidchen hängen. Die Sonne spiegelt sich darin wie in Brillanten.

Auf den Bürgersteigen stauen sich die Menschen. Der Börsemann, die letzte Notierungen in Gedanken, bleibt lächelnd stehen. Der Reisende nimmt das Riste einer Zugverspätung auf sich. Der Kassendiener unterbricht seinen Botengang. Frauen, die vom Markte kommen, stellen ihre Last neben sich. Sie staunen das Wunder an: Ein Kind weint auf der Straße.

Autos bremsen kreischend ab, wenn das Kind vor ihnen auftaucht. Und fahren vorsichtig im Bogen weiter. Was sonst in langwierigen Verwaltungssitzungen mühsam zustande kommt, die Schaffung einer Verkehrsinsel, das hat das Kind ohne viel Aufhebens durch sein bloßes Dasein erreicht. Kein Chauffeur schüttelt stuchend mit den Fäusten wegen dieser Verkehrsstörung. Jeder hat jenes leise verstehende Lächeln auf dem Gesicht, das einem Kinde alles verzeiht.

Das Kind, das einsam auf der Straße weint, ist wie eine Botschaft aus einem fernen Lande. Nicht nur aus dem Kinderlande, das so weit fernab liegt. Es ist mehr: hier grüßt das verlorene Menschenland. Wo sonst auf der Asphaltstraße der Verkehr gift, das Auto, die Straßenerdnung, die Polizei, der ruhelose Großstadtmensch mit seiner wichtigtuenden Zweckhaftigkeit, da hat ein Mensch die Herrschaft angetreten. Ein Mensch noch dazu, der — naiv und ohne Erfahrung — das Menschlichste tut, vor aller Welt seinen Schmerz preisgibt.

Endlich kommt ein Schupemann. „Hat lange auf sich warten lassen“, beschwert sich einer. Der Uniformierte beugt sich zu dem Kinde hinab, nimmt es auf den Arm und trägt es auf den schühenden Bürgersteig. Man klatscht ihm Beifall wie einer beliebten Schauspielerei.

Nur ein dicker Herr hat alles nicht begriffen. Im Fortgehen noch räsoniert er: „Kleine Kinder ohne Aufsicht auf die Straße gehen zu lassen. Schlamperei das . . .“

# Mein Kind ist zu wenig!

„Herr Doktor, Sie glauben gar nicht, mit welcher Mühe ich das Kind eben gerade ein wenig „ran gefüttert“ habe, und nun hat es wieder eine Erläuterung und will überhaupt nichts essen!“

Diesen Stoßfussler höre ich von sehr vielen Müttern, und immer antworte ich: „Sie sollen doch gar nicht mit Gewalt „ran füttern“! Das ist ja gerade ihr größter Fehler.“ In den meisten Fällen, in denen über so geringe Eßlust der Kinder geklagt wird, kann ich be- weisen, daß

das Kind einen ganz einwandfreien Ernährungszustand aufweist.

Zu all diesen Klagen kann ich nur immer und immer wieder sagen, daß die Eltern in ihren Anforderungen übertrieben sind. Man darf einem Kinde nicht gehäufte Teller mit Speisen vorsetzen. Wenn Kinder nach ihrem eigenen Appetit essen, dann nützt der Körper diese geringere Menge, die mit Appetit gegessen wird, viel besser aus als viele große Portionen, die mit Widerwillen hinuntergewürgt werden. Häufig sind auch große Mengen Milch, die das Kind zu sich nimmt, an dem Appetitmangel schuld. Ein halber Liter Flüssigkeit, auf den ganzen Tag verteilt, ist reichlich genug. Ein Versuch, die Eßlust durch Veränderung der vielleicht zu einseitigen Kost zu heben, wirkt ebenfalls oft Wunder. Man gebe kräftiges Schwarzbrot, Salat, Obst und bringe, immer im Rahmen des Möglichen, Abwechslungen in die Speisearte. Von Eiern gebe man nur jeden zweiten Tag eins, höchstens bis zum Alter von 12 Jahren.

Besteht gegen irgendeine Speise ein Widerwillen, so lasse man diese Speise ruhig aus.

Auf diese Weise vermeidet man auch Nachtproben, die häufig mit einer Niederlage der Eltern enden. Das Kind fängt unter Umständen aus Ekelgefühl an zu würgen, übergibt sich, und wir ver- leiden ihm dann mehr als nur das Essen. Wir dürfen nicht vergessen, daß eine nervöse Reizbarkeit gerade durch einen Zwang zum Essen gefördert wird, der ganz gewiß nicht zur Steigerung der Eß- lust beiträgt. Vor allen Dingen seien wir bei eckelhaften Kindern nicht phlliströs beim Einhalten der Mahlzeiten! Hat das Kind am Abend keinen Appetit, so geben wir ihm ruhig am nächsten Morgen so viel zu essen, wie es verlangt, auch auf die Gefahr hin, daß es am Mittag wieder weniger isst. Nur die Mahlzeiten

ungefähr einzuhalten,

empfecht sich. Es ist auch besser, solch ein Kind nicht immer be- sonders zu ermahnen, sondern es im Gegenteil ganz links liegen zu lassen und einmal abzuwarten, daß es von selbst etwas ver- langt. Ein Kind kann ruhig einmal einen ganzen Tag lang herum- gehen, ohne sich ordentlich sattzuessen; der Erfolg ist erstaunlich. Ich habe durch diese Methode schon viel erreicht. Oft sind überhaupt pädagogische Unzulänglichkeit und „Familiennervosität“ der Ursprung der Eßsenslust. Die bei Tisch Sitzenden haben vielleicht manchmal Meinungsverschiedenheiten und vergessen bei ihren Auseinander- setzungen die Gegenwart des Kindes. Auch Langeweile und zu wenig Bewegung in frischer Luft konnte ich oft als Ursachen aufzeigen. Wenn es möglich ist, bringe man solche Kinder mal ein paar Wochen in ein Kinderheim! In der anregenden Atmosphäre schmeckt es ihnen auf einmal sehr gut.

Nur in ganz seltenen Fällen liegen wirklich organische Leiden zugrunde. Das ist schon äußerlich durch abnorme Mager- keit und Erschöpfungszustände nachweisbar. Selbstverständlich muß dann eine gründliche Untersuchung durch den Arzt erfolgen. Solange jedoch ein Kind vergnügt und leistungsfähig ist, müssen wir uns eben damit zufrieden geben, daß es nicht außergewöhnlich viel zu sich nimmt. Ich will auch nicht unerwähnt lassen, daß Kinder, die viel und gern Süßigkeiten essen, sie bis zu einem gewissen Grade auch haben dürfen. Der Körper braucht Zucker zu seinem Aufbau, und der Wunsch des Kindes ist nur die Äußerung dieses manchmal dringenden Bedürfnisses des Körpers.

Die Eltern sollten sich einmal überlegen, wie weit sie selbst „an allem schuld“ sind! Damit wäre vielen Kindern geholfen.

## Ernährung im Arbeiterhaushalt.

Von Vitaminen und moderner Ernährungslehre wird viel ge- schrieben und gesprochen. Die Praxis der Volksernährung hat sich jedoch leider noch wenig darauf eingestellt. Dr. med. Vogel, der Direktor des Hygienemuseums in Dresden, gibt eine Statistik bekannt, nach der bei etwa 1800 Kindern einer Großstadt die Zusammensetzung der Hauptmahlzeiten in den betreffenden Familien festgestellt wurde. Danach kamen durchschnittlich:

von Fleisch- und Wurstmahlzeiten	1	auf	3	Einzelmahlzeiten
„ Eiern und Eierspeisen	1	„	11	„
„ Gemüsemahlzeiten	1	„	9	„
„ Salaten	1	„	8	„
„ Obstmahlzeiten	1	„	37	„
„ Obstmehlspeisen	1	„	79	„

Der Konsum an Gemüse, vor allem aber der an Frischkost ist danach verschwindend gering. Sicher liegt das — abgesehen von dem Kostenproblem — auch daran, daß die Vorstellung vom Wert einer zweckmäßig zusammengesetzten Kost in weiten Volksschichten noch unklar sind. Die Vorstellung, daß die Kost vor allem

nährhaft, d. h. nach wissenschaftlichen Begriffen eiweißreich sein müsse, beherrscht den Haushaltsplan.

Nicht bekannt ist dabei, daß erst durch Zugabe vitaminreicher Nahrungsmittel, d. h. ungelochter Früchte und Gemüse, die sogenannte nahrhafte Kost vom Körper voll ausgenutzt wird. Unbeachtet bleibt ferner die Erfahrung, daß bei reichlicher Frischkost Elastizität und Arbeitsfreudigkeit größer sind als bei dauernd schwerer Kost. Mütter sollten wissen, daß nach wissenschaftlichen Feststellungen vitaminreich ernährte Kinder eine größere Widerstandsfähigkeit gegen ansteckende Krank- heiten zeigen als andere Kinder.

Sind diese Erkenntnisse erst einmal Volksgut geworden, so wird es darauf ankommen, daß Früchte und Gemüse auch dort in reich- licher Menge konsumiert werden können, wo das Haushaltsgeld weitgehend eingeteilt werden muß. Als zweckmäßige Winke dafür seien angeführt:

Zunächst kann an der nahrhaften Kost insofern gespart werden, als das notwendige Eiweiß nicht nur in Form des verhältnismäßig teuren Fleisches auf den Tisch kommen sollte. Wird beispiels- weise Schrotbrot statt ausgemahlencn Gebäcks verzehrt, werden reichlich Hülsenfrüchte und Reis verwendet, so kann damit ein großer Teil des Bedarfs an vollwertigem Eiweiß gedeckt werden.

In zweiter Linie müßte dann der Einkauf von Obst und Gemüse, der Vitaminquellen, von der Hausfrau mit liebevoller Ueberlegung gestaltet werden. Immer das Obst kaufen, das die Jahreszeit reichlich und deshalb billig bietet! Es müssen für Kinder z. B. durchaus nicht immer Bananen sein; sie sind in nichts vollwertiger als einheimische Früchte. Apfelsinen in der Hauptzeit kaufen! Auch den Saft von Kindern trinken lassen! Billige Gemüse, wie Salate, Kraut, Tomaten, Sauerkraut, roh zubereitet auf den Tisch bringen! Wichtiger als Eingekochtes ist ein Vorrat von Winteräpfeln. Im obstarmen Spätwinter können ge- trocknete Früchte als Ersatz für Frischkost dienen: Feigen, Bananen, blaue Kirschen sind, auch als Zuckert zum Brot, eine rationelle Speise. Ernährungsreform ist nirgends wichtiger als dort, wo der Kampf ums Dasein am härtesten, der Verbrauch an Lebenskraft am größten ist und Gesundheitschäden am schwersten wiedergut- zumachen sind.

Antemarie Reichwage-Huth.

## Das Zölibat.

Keuschheitsgelübde und Ehelosigkeit der Priester sind keine Er- findung der katholischen Kirche. Schon in den älteren asiatischen Religionen als der christlichen standen Geschlechtsstriebe und religiöser Kult in Zusammenhang, sei es durch ausschweifendste Sinnentlust auf religiösen Bacchanallen, sei es in ihrem Gegenteil, der grauamsten Abzese. Bei primitiven Völkern findet sich heute noch der Brauch, daß der Priester unverheiratet bleibt. Auch der Buddhismus achtete den Ehelosen, der aus religiösen Gründen Entsamung übte, schon lange vor dem Christentum höher als den Verheirateten. Bei den Juden müßte der Priester vor der Vornahme heiliger Handlungen eine Zeitlang enthaltsam leben.

Im Christentum bildete sich die Zölibatsforderung und die be- sondere Wertung der Abzese erst allmählich heraus. Christus selbst anerkannte der Uebertretung nach die Ehe als gottgelehrt Einrichtung, und ein Teil seiner Jünger war verheiratet. Erst Paulus statuierte den Zölibatsgedanken mit seinem Ausspruch: „Welcher verheiratet ist, der tut wohl, wer aber nicht verheiratet ist, der tut besser“, mit der Begründung: „Wer ledig ist, sorget, was dem Herrn angehöret.“ Noch immer aber war damit die Ehe- losigkeit der Priester, obwohl vielfach befolgt, kein offizielles Kirchen- gebot. Es setzte erst Jahrhunderte später für die höheren Priester ein, während der niedere Klerus noch bis ins 11. Jahrhundert hin- ein verheiratet blieb. Im Jahre 1075 endlich setzte Papst Gregor VII. die Zölibatsforderung für Priester und Mönche allgemein durch. In

Den politischen Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum spielte es keine geringe Rolle, ob die von verheirateten Priestern ausgehenden Sakramente eine heilige Wirkung hätten. Mehr als einmal bedienten sich auch die Kaiser des Widerstands des Klerus gegen das Eheverbot zu politischen Zwecken. Der Papst aber blieb Sieger in diesem Ringen. In den nachfolgenden Jahrhunderten setzte die Kirche ferner für die Baienwelt die Bestrafung der Ehescheidung und das polizeiliche Verbot des Kontubinats durch. Außerordentlich interessant und viel weniger bekannt ist die Tatsache, daß nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch die weltlichen Gelehrten aller Fakultäten in einigen Ländern dem Zölibat unterworfen waren. Bis zum Jahre 1600 mußten die Professoren der juristischen Fakultät der Pariser Universität dieses Los auf sich nehmen. Den Philosophen und Philosophen dieser Hochschule wurde erst von Napoleon die Heiratmöglichkeit durch Aufhebung dieses mittelalterlichen Gesetzes gegeben.

Das Zölibat der Geistlichen wurzelt in verschiedenen Ursachen. Einmal drückt sich in ihm die dem Orient eigentümliche Haltung zu Frau und Sinnesfreude aus: der nach Heiligkeit strebende Mensch verachtet beides. Andererseits hat das Zölibatsgebot der Kirche auch recht weltliche und politische Gründe. Der — zum mindesten legitim — kinderlose, familienlose Priester setzt alle seine Energien ein für Ruhm und Stärke der Kirche. Er arbeitet nicht für eigenen Besitz und persönliche Macht, um sie seinen Nachkommen zu hinterlassen. Es bildet sich keine Vererbbarkeit kirchlicher Würden und Besitztümer heraus, und die Spitzen der kirchlichen Hierarchie wahren sich ihre Macht im alleinigen Entscheid über ihre Nachfolge.

Die Wirkungen des Zölibats liegen auf bevölkerungspolitischem und sittlichem Gebiete. Bevölkerungspolitisch wirkte es, ähnlich wie der Krieg, im Sinne einer negativen Auslese. Werden im Kriege stets die körperlich Tüchtigsten und Kräftigsten dahingerafft, so schuf das Zölibat in der Blütezeit der christlichen Kultur einen unersehblichen Ausfall an Nachkommenschaft gerade bei den tiefst veranlagten, kultiviertesten und geistig produktivsten Persönlichkeiten beider Geschlechter. Ein Thomas, ein Duns, ein Eckehard, eine — hrosowitha, eine Mechtild — sie alle mußten als Dienerinnen der Kirche das Keuschheitsgelübde ablegen. Die deutliche Verschlechterung der Bevölkerungsqualität in der Zeit der Auflösung des römischen Reiches und der Völkerwanderung wird mit einigem Recht darauf zurückgeführt, daß gerade die feinsten und edelsten Naturen sich vor der Sittenverderbnis und wilden Barbarei der Zeit in die überall entstehenden Klöster flüchteten. Der Verlust ihres Nachwuchses trifft die europäische Menschheit bis in die fernsten Generationen. Nur allzu bekannt ist auch die andere Tatsache, daß der strengen Forderung der völligen Askese der Durchschnittsmensch sich nicht gewachsen zeigte. Bereits im Hochmittelalter setzte der Sittenverfall der Klöster mit Gelagen und sexuellen Orgien der Mönche und Nonnen ein, und in den Bauernkriegen forderten die Aufständischen, daß jeder Pörrer seine Kontubine habe, damit ihre Frauen und Töchter vor den Nachstellungen der geistlichen Herren Ruhe hätten. Das beschauliche Leben bei guter Ernährung, das die meisten dieser Kirchenmänner führen durften, verstärkte natürlich noch das geschlechtliche Verlangen. Der heutige bayerische Pfarrer und seine Köchin sind in der derben und doch menschlich warmen „Pfarrhauskomödie“ von Heinrich Laufenstätt naturwahr gezeichnet.

Von den Qualen der mönchischen Abstinenz zeugen die peinigenden Visionen und phantastisch greuelvollen Bilder von den Versuchungen der Heiligen. Aber auch eine positive sittliche Wirkung ist von der Askese ausgegangen. Der wahllos rohe Geschlechtstrieb wurde in der Weisheit des Entbehrens umgeschmiedet zur vergeistigten Erotik. Aus ihr erblühten Madonnenkult und ritterlicher Frauentrost; er schuf die Voraussetzung zur Sublimierung des Liebes in der romantischen Liebe und der lebendigen Spannung, die heute zwischen den Geschlechtern waltet. H. S.

## Die Stadtgöttin von Möffel

Die nachfolgende amüsante Schilderung aus dem Spieghelbuch einer Kleinstadt in der Vorkriegszeit entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages dem Buche „Die Powenzbände“ von Ernst Penzoldt (Propyläen-Verlag, Berlin).

Es gab damals in Möffel rund siebentaufend Witwen und unverheiratete Töchter. Sie waren alle schwarz gekleidet, wodurch sich das Stadtbild nicht sehr freundlich gestaltete. Ueber alle aber herrschte jene reiche Witwe Dulebus, eine rösige, sehr korpulente Riesendame. Sie liebte die Wohlthätigkeit, aber sie haßte die Powenzbände. Sie verabscheute sie, vielleicht weil ihr dreimal der wohlgemeinte Versuch mißlungen war, diese so schrecklich verwahrloste Familie „zu retten“. Nichts aber konnte wahrhaftig die verstockten Powenze mehr kränken, als wenn jemand sie „auf den rechten Weg zurückzuführen“ wollte...

Frau Thusnela Dulebus war eine Germanin von Gestalt, blond, rotwangig und wie gesagt „kolossal“. Sie war es, weil sie zu viel aß, obgleich sie es natürlich rundweg leugnete. Fast alle Diken behaupten, daß sie doch fast nichts äßen und nicht wüßten, warum sie ständig zunehmen. Auch Frau Dulebus sagte das von sich. Das hübsche Suppe, die paar Kartoffelchen, die kleine Schnitt Schlagschmalz, das konnte es doch unmöglich machen. Es mußte also die Veranlagung daran schuld sein oder aber die Schneiderin, deren Kleider so schrecklich dick machten. Ihrer Gestalt nach konnte die Dulebus ohne weiteres als Möffeler Stadtgöttin gelten (im antiken Sinne). Symbolisch ausgedrückt mag man sich diese unvergeßliche Frau gleich ihrem großen Gegner Baltus Powenz über und über tätowiert vorstellen, mit dem Stadtplan von Möffel etwa, aus der Vogelschau, mit Kirche, Post und Bahnhof, um so anzuzeigen, daß alles, was da geschah, an ihr geschah und sie körperlich und seelisch bewegte. Denn jedes Kind, das in der Stadt geboren wurde, gebar sie im Geiste mit, jeden Tod starb sie und beweinte ihn zugleich, an jeder Liebe, und das vor allem, nahm sie wärmsten Anteil. Sie duldete kein Geheimnis in der Stadt, die lebte unter ihrem Soldatenschritt...

Frau Dulebus hat ein mitleidendes Herz. In ihrer Trauer weint sie mit jedermann, mit dem Briefträger, mit der Puhfrau, sogar mit dem Steuerboten. Sie hat für alles ein großes menschliches Verständnis. Oh, sie versteht den Fehltritt Frau Uhlentkamps, von dem sie längst weiß, sie verurteilt auch die hübsche Frau Jorkum nicht. Sie kennt sogar die galante Ursache des Rückenmarkleidens von Direktor L., und sie hat Gewißheit in bezug auf die Kinderlosigkeit bei D.s. Sie ist über alles orientiert. Sie kennt alle Ehen ganz genau...

Sie hatte zwei Kinder. Sie hatte ihren Edwin, dessen Gesundheit ihre ständige Sorge war, und Carola, ihren Sonnenschein, abgesehen von den Powenzknechten übrigens das einzige Wesen in Möffel, dessen Geheimnis Frau Dulebus nicht kannte. Carola sagt mir alles, sie ist ja auch noch ein solches Kind in drei Dingen“, äußerte Frau Dulebus überall und meinte damit die Liebe. Carola war übrigens ein großes hübsches Mädchen, ruffisch blond, mit einer Haut wie gepudert, unschuldigen Augen und den schönsten Beinen, für die sie sogar einmal, ohne Wissen der Mutter natürlich, einen nicht unbedeutenden Preis bei einem Restamantwettbewerb für Damenstrümpfe trotz starker internationaler Konkurrenz davongetragen hatte. Diese Carola besaß überhaupt, Frau Dulebus machte kein Hehl daraus, einen ganz wundervollen Körper — ähnlich dem ihren, als sie noch jung war...

Wohlthätigkeit, Sittenstrenge, Patriotismus, Frömmigkeit waren Frau Dulebus' hervorragendste Eigenschaften. Ihre Armenbälle waren so berühmt wie ihr Takt in Herzensangelegenheiten. Sie gestand, daß sie, wie sie sich launig äußerte, eine schon fast nicht mehr tugendhafte Schwärmerin für den deutschen Kaiser empfinde. „Ist er schön, ist er nicht wunderschön!“ rief sie aus, wenn sie ihre interessante Sammlung von Kaiserbildern einem Besuch zeigte. „Denken Sie“, gestand sie unter Tränen, „ich träumte kürzlich von ihm, er habe mich auf die Stirn geküßt in voller Uniform!“ Sie hielt auch (wie er) gerne kleine Gottesdienste ab mit ihren Diensthöfen...

## Strafen für „weibliche“ Ehemänner.

Wie Pantoffelheldentum im Mittelalter bestraft wurde, davon geben die Ortsgesetze des Städtchens Blankenburg im ehemaligen Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt aus dem 16. Jahrhundert eine Vorstellung. Ein Weib, „die ihren Ehemann räut oder schlägt, soll mit Geld oder Gefängnis bestraft werden“. — Der „weibliche“ Mann aber, der sich eine solche Behandlung gefallen läßt, soll zur Strafe dafür die beiden Ratsknechte mit Wollengewand bekleiden oder, wenn er das nicht kann, mit Gefängnis oder sonstige Gefraß und ihm das Dach von seinem Hause abgehoben werden. — Im Sinne dieser drastischen Vorschrift wurde auch noch bis 1803 im Städtchen Fulda verfahren. Das fürstliche Hofmarschallamt mußte nachprüfen, ob gegen Pantoffelheldentum zur Exekution geschritten werden mußte. Dann wurde dem Verurteilten von der fürstlichen Dienerschaft das Dach abgehoben und die Ziegel wurden zerfchlagen. Währenddessen mußte der Bestrafte diese Beule noch mit Wein bewirten und konnte höchstens durch dessen Menge und Güte ihren beleidigten Männerstolz ein wenig beschwichtigen.

## Praktische Wirtschaftsführung.

König Heinrich IV. von Frankreich fragte einmal einen Bauern, der ihn nicht erkannte: „Was verdienst du denn am Tage?“  
 „Vier Sous.“  
 „Was machst du mit dem Gelde?“  
 „Ich mache vier Teile daraus.“  
 „Was machst du mit den vier Teilen?“  
 „Dem ersten nähere ich mich, von dem zweiten zahle ich Schulden, den dritten lege ich gut an, den vierten werke ich weg.“  
 „Was soll das alles heißen?“  
 „Nun — für den ersten Teil kaufe ich mir Essen und Trinken, um mich zu nähren. Den zweiten gebe ich meinen alten Eltern, damit sie sich ernähren, wie sie mich ernährt haben. Der dritte Teil ist für meine Kinder, damit sie mir einmal vom ibrigen abgeben, wenn sie selber verdienen und ich alt bin. Den vierten Teil muß ich dem Könige geben. Aber der kriegt nur wenig davon, und ich habe nichts mehr davon — also ist es weggeworfen!“